

Zeitschrift: Am häuslichen Herd : schweizerische illustrierte Monatsschrift
Herausgeber: Pestalozzigesellschaft Zürich
Band: 34 (1930-1931)
Heft: 17

Artikel: Volkskundliches aus dem Kanton Graubünden
Autor: Lötscher, Simon Leonh.
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-670192>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. [Siehe Rechtliche Hinweise.](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. [Voir Informations légales.](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. [See Legal notice.](#)

Download PDF: 17.05.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

dem Stadtpräsidenten von Zürich, Dr. Klöti, in die treue Obhut der Stadt zu übergeben.

Als Vertreter des schweizerischen Bundesrates und als Mitglied des Internationalen Roten Kreuzes ehrte Bundesrat Dr. Motta das Gedächtnis des großen Verstorbenen, indem er unter anderem anführte:

„Die Höhe und Weihe eines Symbols zu schaffen, gelingt nur wenig Lebenden; was Dante und Goethe der Dichtkunst waren, war Dunant der Humanität und der Barmherzigkeit. Ohne ihn wäre das weltumspannende Werk des Roten Kreuzes kaum ins Leben gerufen worden. Nach seiner Pilgerreise in die Lombardischen Schlachtfelder ließ er seinen ersten weithallenden Ruf erschallen. Ob der weitblickende Genfer den Umfang voraussehen konnte, den sein Werk erfahren hat, läßt sich nicht sagen. Er hat aber noch die Schaffung eines zwischenstaatlichen Schiedsgerichtshofes erlebt, während es ihm nicht mehr vergönnt war, die Gründung des Völkerbundes, die in letzter Konsequenz auch in der Richtung der Dunant'schen Ideen lag und die er ein halbes Jahrhundert vorhergesehen hat, zu begrüßen. Henry Dunant ist ein Schutzgeist der Schweiz. Die Schutzgeister rufen wir in Zeiten innerer Spannungen oder äußerer Gefahr an. Wir besitzen ihrer nicht viele. Neben dem hochgebildeten Genfer Patrizien Henry Dunant nenne ich Niklaus von der Flüe, den milden Einsiedler. Diese beiden Männer ergänzen und verklären sich gegenseitig. Wir spüren ihre Nähe und ihre Wunderkraft in jenen Zeiten, da unsere höchsten Güter: Unversehrtheit, Unabhängigkeit, Freiheit, soziale Gerechtigkeit und Friede in Frage gestellt erscheinen. Eine solche Zeit waren die

Jahre des Weltkrieges. Wer kann wohl alle sittlichen und politischen Wohltaten ermessen, die aus dem Werk Dunants geflossen sind?! Ist es nicht mehr als Zufall, daß die Wahrzeichen des Werkes Dunants und der Schweiz sich gleichen? Rotes Kreuz in weißem Felde, — Symbol menschlicher Solidarität, Symbol der Heiligung derer, die ihr Blut und ihr Leben für das Vaterland opfern, — Weißes Kreuz in rotem Felde, — Symbol ewiger Neutralität, Symbol einer Neutralität, die keinen egoistischen Motiven entspringt, sondern Ausdruck des Friedensideals ist.

Den sterblichen Resten Henry Dunants war ein Schicksal zuteil, das ähnlich ist demjenigen seines Lebensabends. Nebel des Vergessens umhüllten den Alternden. Im Jahre 1892 kam er in das Spital des Menschenfreundes Dr. Altherr in Heiden, wo er für drei Franken täglich leben konnte. Georg Baumberger, der warmherzige Politiker, rief nach einem Besuch bei dem Kranken den Vergessenen der Mitwelt wieder in Erinnerung, und noch einmal erstrahlte das Licht Dunants. kaum ein Jahr vor seinem Tode wird er durch die Zuerkennung des Nobel-Friedenspreises geehrt, und es ist ihm vergönnt, in strahlender Apotheose in die Ewigkeit einzugehen. Dann folgt eine lange Stille, bis 1928 der Schleier der Vergessenheit gelüftet wird, der über seiner Asche ruhte.

Heute nun wird das Denkmal enthüllt, das ihm die Dankbarkeit errichtet hat. Die letzte Ruhestätte ist eine Gabe der Stadt Zürich. Wieder hat sich gezeigt, daß der Idee des sittlich Guten eine sieghafte göttliche Kraft innewohnt, die unvergänglich ist...

Volkskundliches aus dem Kanton Graubünden.

Von Simon Leonh. Löffler.

Eigenart — Häuser und Blumen — Kleidung — Verwandtschaft — Nahrung.

Je mehr Dörfer und Täler von der Welt abgeschieden sind, um so mehr finden wir ausgeprägte Eigenart mit altem Brauchtum. Hier kann es noch sein, daß die Volksseele aus den Tiefen des Unbewußten und der Naturverbundenheit aufsteigt und Gestalt annimmt. Hier sind noch nicht alle Brücken zwischen gestern und heute abgebrochen. Eine ungetrübte Natürlichkeit und Urwüchsigkeit nimmt uns hier gefangen. Sinn für Eigenart ist grundlegend in

den Leuten; sie lieben ihre Scholle, und entsinkt dem einen der Pflug, ergreift ihn das Jüngere wieder. Hier kommt es vor, daß Lieder gesungen werden, die wie alte, ehrwürdige Volksgefänge anmuten. Hier finden wir Herbeität der Berglandsnatur und zerfließende Weichheit. Ein starkes, abgehärtetes, arbeitssames Volk wohnt hier, von hehren Bergen rings umgeben, von dem man mit Recht sagen kann: „Derbe Urwüchsigkeit läßt ein sinniges Gemüt nicht

verkümmern.“ Hier kann es noch sein, daß ein Mann und eine Frau ihre Arbeit fein lassen, weil es einem Bedrängten zu helfen gilt. Noch heute gibt es jene schwerfälligen Bauern, die immer nur stückweise erzählen, was sie mitteilen wollen. Man hat ja Zeit, weil man sich eben Zeit nimmt. Nur der Zeitlose kann Zeit gewinnen.

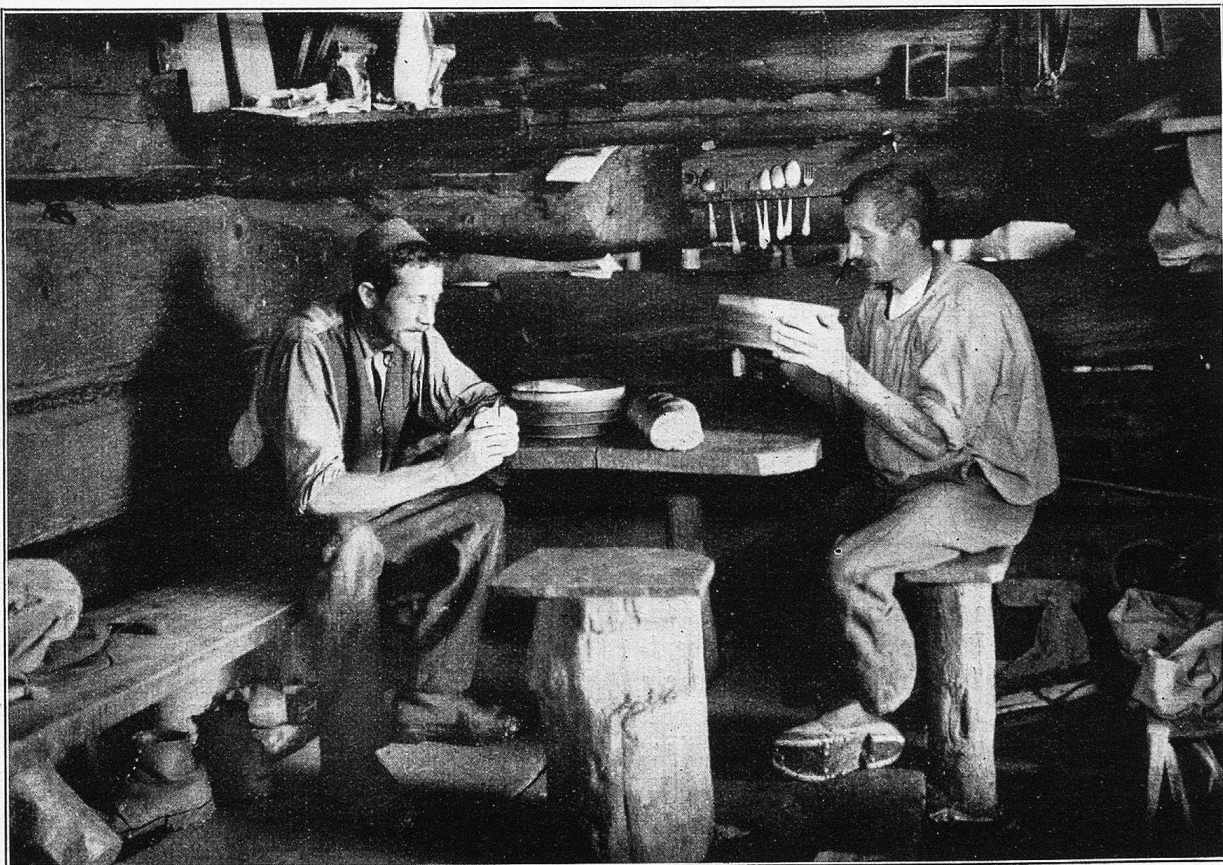
Die Häuser sind einfach, warm und aus Holz gebaut, fast ohne Ausnahme mit der Hauptfront gegen Süden. (Eine Ausnahme machen die Häuser der italienisch sprechenden Talschaften und des Unterengadins.) Jede Familie bewohnt ein Haus allein, welches aus Stube und Nebestube, Schlaf- und Nebenkammer, Küche und ein bis zwei Kellern, Vorrats- und Kleiderkammer besteht.

Ein jedes dieser echten, alten und neuen Bauernhäuser ist mit lieben, schönen Blumen geschmückt. Wer je durch die schmucken Dörfer des Prättigaus, Schanfiggs, Oberlands, Münstertals, Engadins usw. gegangen ist, der hat den bunten Schmuck, die feurigen Nelken, die grünen Geranien, die saftigen Fuchsien und

Rosmarin bewundern müssen. Aber auch im strengen Winter zeugt jede dieser Bauernstuben vom ewigblühenden Frühling. Hier werden die Lieblingsblumen und Pflanzen aufs beste gepflegt und im schönsten Schmucke erhalten.

Einfach und schlicht wie ihre Häuser ist auch ihre Kleidung, die vielfach noch aus selbstgesponnenen und -gewobenen Stoffen besteht. Der Bauer verrichtet sein Tagewerk meistens ohne Rock, in weißen oder auch farbigen Hemdärmeln. Auch die Bäuerin sieht man heute noch ohne „Tschopen“, in weißen Ärmelstößen auf dem Felde arbeiten. Ein möglichst faltenreicher Rock mit einer „Gstalt“ ist der Bäuerinnen Arbeitskleidung. Ungenagelte Schuhe trägt man hier höchstens an Sonntagen, das verlangt schon das Gehen und Stehen auf den steilen Abhängen und Berghalben.

Die Verwandtschaft wird noch sehr gepflegt. So werden die Wörtchen „Base“ und „Bettler“ bis ins siebente Verwandtschaftsglied nicht vergessen, und der Taufpate oder die Patin werden stets, auch im späten Alter, mit „Götti“ oder „Gotta“ angeredet. Der Familienschmuck



Mahlzeit in einer Alfhütte im Prättigau.

Photo J. Sig. Bann.

vererbt sich jeweils auf die älteste Tochter. Zu diesem gehören hauptsächlich Finger- und Ohr-
ringe und schwere, lange Halsketten, die mehrere Male um den Hals gewunden werden. Diese Kleinode werden aber nur bei speziellen Anlässen, wie an Taufen, Hochzeiten, Landsgemeinden, Länzen, Sängers- und Kinderfesten getragen.

Sie sind ein frommes Volk, diese bündnerischen Bergbauern. Die Sonntage werden heilig gehalten. Mag auch das Wetter während der ganzen Woche schlecht gewesen sein, und mußte man das Heu auf den Wiesen draußen Heu sein lassen, am Sonntag wird trotzdem nicht gearbeitet.

Streng und hart sind die mannigfaltigen Arbeiten dieser Gebirgsleute. Ihre Nahrung ist einfach, aber gut und kräftig. Die Hauptnahrungsmittel bilden Milch, Brot, Käse, Butter, Fleisch und Kartoffeln, jedoch auch besondere Speisearten wie: Eiertatsch, Ribbel, Maluns, Pizzodol, Plains usw. sind nichts Seltenes. Bei dem Einnehmen der Mahlzeiten sind die Mei-

stersleute und das Gesinde an ein und demselben Tisch, denn sie wissen von keinem Unterschied zwischen Herr und Knecht, weil ein jeder den andern benötigt.

Alle Küchengeräte, Gefäße und Geschirre sind einfach und stark. An vielen Orten sind Holzlöffel zum Essen auf dem Felde und in den Heubergen gebräuchlich. Einen „Segel“ oder „Schneß“ (Messer mit hölzernem Griff) hat jeder Bauer und beinahe auch jede Bäuerin. Sehr viele Gefäße, wie zum Beispiel Milchkübel und Taufen, Butterfässer, Eimer, Gefäße und Gelten sind aus Holz.

Selten wohl hängt ein Volk mit solcher Beharrlichkeit an althergebrachten Sitten wie der Bewohner des rätorischen Gebirges. In seinem Brauchtum spiegeln sich alle Eigenarten am besten, dieses bewahrt ihn auch vor den Gefahren der Verflachung, denn mit Recht sagt der Dichter:

Wo des Landes Bräuche sterben,
stirbt des Landes Blüte auch.

Drei Bündnerfagen.

Gesammelt und nach dem Rätoromanischen erzählt
von Caspar Decurtins.

Der Drachentöter.

(In Crestas bei Trons erzählt.)

Einst gingen drei junge Ritter auf Abenteuer aus, und ihr erstes Ziel war eine Höhle in tiefem Walde, in der eine wunderschöne Königstochter von drei grausigen Drachen gefangen gehalten wurde. Vor die Öffnung der Höhle gekommen, hieß der jüngste und mutigste der Ritter die andern ihm ein Seil um den Leib binden und ihn so in die Tiefe hinablassen. Die Begleiter taten ihm den Willen und versprachen, des Gefellen zu harren, bis er ein Zeichen gebe, um dann ihn und die gerettete Prinzessin wieder an das Tageslicht emporzuziehen. Der junge Ritter gelangte glücklich in den innersten Raum der Höhle, wo ein anmutiges Mädchenbild dem nahenden Retter durch Tränen entgegenlächelte. Dann lud sie ihn zum Sitzen ein und flüsterte ihm zu, er möge sein gutes Schwert bereit halten, denn es werden ihre Reiter bald erscheinen, drei grausenerregende Drachen, der eine mit einem Kopfe, der zweite mit drei und der letzte und fürchterlichste gar mit sieben Köpfen. Und kaum hatte das zarte Königskind also gesprochen, als ein Heulen anhub und

eine scheußliche Drachengestalt sich auf den jungen Ritter warf. Aber jener hob das Schwert mit Macht, und es fuhr die Klinge nieder, das Haupt des Drachen zerspaltend. „Nun kommt aber der zweite,“ sagte die Jungfrau, „seht Euch vor, mein edler Ritter.“ Und ehe sie noch die Worte vollendet, polterte das dreiköpfige Ungeheuer heran, noch grausiger anzusehen, als das erlegte, und öffnete die entsetzlichen Rachen, um den Jüngling zu zermalmen. Allein des Ritters Arm war nicht erlahmt und ein kräftiger Hieb trennte die Häupter vom Rumpfe. Da bebte die Höhle in ihren tiefsten Gründen, und ein Geheul ging durch die Felsen wie die Stimme des Donners im Hochgebirge. Das letzte und fürchterlichste Scheusal, jener schuppenbepanzerte Lindwurm mit sieben Köpfen, stund racheschnaubend vor dem jungen Manne, mit dem Schwanze um sich schlagend, daß die Felsstrümmen emporstoben. Der Ritter besann sich indes nicht lange und tat mit seinem zweischneidigen, mächtigen Schwerte so wackere Arbeit, daß der Lindwurm, einen Strom von dunklem Blut ausgießend, in kurzer Zeit den männlichen Streichen erlag. Nun sank die Jung-